

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Lauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13 008. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3,50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluss der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 8 Uhr.

Ercheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Lauchaer Straße 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

In zwölf überfüllten Versammlungen protestierten die Berliner Proletarier gegen Krieg und Kriegshetze.

Die Sozialdemokratie erfocht neue Siege bei den Gemeindevahlen in Schöneberg, Ebersfeld und Barmen.

Der Deutsche Formermelkerbund entpuppte sich als eine Denunziantenorganisation im Dienste des Kapitals.

In Marokko kam es zu neuen Kämpfen zwischen Eingeborenen und Franzosen.

Das Marokkoabkommen im Reichstag.

Leipzig, 13. November.

Wenn man einen Teil der Presse — auch unserer Parteipresse — liest, so möchte man beinahe glauben, daß mit der zweiten Rede des Herrn Bethmann-Hollweg eine neue Ära im politischen Leben Deutschlands herangebrochen wäre. Die paar Sätze des dünnen Reichskanzlers gegen den Führer der Konservativen, diese „mütlige und ehrliche Tat“, sollen eine Abgabe des herrschenden Systems an die nationallistische Kriegspolitik, an das Junkerregiment, und Gott weiß was noch alles bedeuten. Leider mißt sich in diesen freudigen Triumphgesang mitöhnend eine betrübende Erkenntnis. Wenn der Kanzler des Deutschen Reiches plötzlich einige abweisende Worte gegen den säbelrassenden Ton der Junkerpartei gefunden hat, so ist es für keinen Sterblichen innerhalb und außerhalb Deutschlands ein Geheimnis, aus welcher Quelle ihm der „Mut“ zu dieser Kundgebung zugeflossen ist: sprach man doch ganz ungeniert im Reichstag und in der Presse davon, daß diese Frontwendung am vorhergegangenen Abend zwischen dem Herrn Bethmann und seinem kaiserlichen Herrn bei einem Hofsouper verabredet und beschlossen wurde. Es war in der Tat nichts anderes als die Ausführung eines kaiserlichen Auftrags, was durch den Mund des Reichskanzlers sprach, und sein „Mut“ gegen den Führer der Konservativen war der Mut eines Hoflakaien, der sich der Gunst seines Herrn vergewissert und dem sein Herr Schutz und Gnade gegen die ganze Welt zugesichert hatte. Braucht man sich doch nur der Sachlage im Reichstag am ersten Verhandlungstage zu erinnern. Da trat der Reichskanzler zur Verteidigung eines hochwichtigen Aktes der auswärtigen Politik auf, ohne daß eine einzige Partei der Volksvertretung ihm Beifall und Zustimmung spendet hätte. Der Reichskanzler mit seiner Politik schwebte völlig in der Luft, wie sich unser Zentralorgan richtig ausdrückte. Trotz dieser absoluten Isolierung hatte aber Herr Bethmann „den Mut“, auf seinem Posten zu verbleiben, seine Politik weiter zu verfechten und am zweiten Tag wieder vor demselben Reichstag zu erscheinen, der von seiner Politik nichts

wissen wollte. Haben wir da eigentlich so großen Anlaß, über „den Mut“ des Reichskanzlers zu jubeln, der ihn befähigt hat, gegen die junkerliche Kritik der Regierungspolitik zu fauchen, da es nur ein Teil jenes „Mutes“ war, der Herrn Bethmann in die Lage versetzte, auf jegliche Kritik der Parteien, auf die Meinung des Reichstags überhaupt zu niesen? Sagen wir es nur mit dürren Worten heraus: was in der Absage des Reichskanzlers an das Säbelrasseln des Herrn Hennebrand zum Ausdruck kam, war nichts anderes als die Herrschaft des persönlichen Regiments. Eine reaktionäre Macht gegen die andre und nicht irgendwelche demokratische oder fortschrittliche Strömung in der Reichspolitik, eine gelegentliche Raßbalgeret im Hause der Reaktion und nicht eine neue Ära der politischen Entwicklung, das ist es, was die Verhandlungen im Reichstag über das Marokkoabkommen zutage gefördert haben. Im Triumph Bethmanns über Hennebrand triumphiert die außerparlamentarische Reaktion des persönlichen Regiments über die parlamentarische Reaktion des Junkertums.

Daß es gelegentlich zu einer Raßbalgeret zwischen den beiden kommen muß, bringt die Natur der Dinge mit sich. Während die Richtung der junkerlichen Reaktion brutal-arablinig und zynisch-konsequent ist, ist die Politik des persönlichen Regiments von Haus aus eine Zirkelpolitik, voll Sprunghaftigkeit, Widersprüche und Unberechenbarkeit. So kann und muß sie sich gelegentlich auch mit der junkerlichen Reaktion unter einem schroffen Winkel schneiden. Trotzdem bleiben jedoch beide in ihrem innersten Wesen einander vollkommen gleich. Dies beweist nicht bloß die allgemeine reaktionäre Tendenz des persönlichen Regiments in Preußen-Deutschland. Dies beweist auch noch in besonderem Maße die Politik im gegebenen Fall. Dasselbe persönliche Regiment, das die Kriegshetze des junkerlichen Nationalismus durch den Reichskanzler abanzeln ließ, hat im Jahre 1900 die internationale Kriegshetze gegen China geschürt und geleitet, hat im Jahre 1904 durch die Langerreise den Marokkofonflikt mit Frankreich geschaffen, hat im Jahre 1907 bei den Sottentottenwahlen die wildeste nationallistische Hehe entfesselt, hat durch den Pantherprung nach Agadir die Kriegsgefahr für Deutschland akut gemacht und durch sein ganzes Kolpatzschlaes Bnehmen den Ausbruch des italienischen Krieges begünstigt und beschleunigt. Wenn die chauvinistische Reaktion in Deutschland den Zirkel von diesen kriegsschürenden Handlungen von gestern zu frientretiefenden Phrasen von heute im Reichstag nicht rasch genug mitzumachen versteht, so ist das der plumpe Großtat der junkerlichen Demagogie nicht weiter zu verübeln. Jedenfalls aber bilden die sittlichen Verweise im Munde des seinem Kaiser verantwortlichen Machers dieser Politik an die ungebärdigen Kriegshetze nicht minder eine struppellose Demagogie, die an Unanständigkeit nichts zu wünschens übrig läßt. Man braucht nämlich gar nicht einmal an die gestrigen Taten der vom persönlichen Regiment geleiteten auswärtigen und inneren Politik des Deutschen Reiches zu denken. Was ist dieses Abkommen mit Frankreich selbst, zu dessen Verteidigung die Regierung wider die Säbelrassler plötzlich eine moralische Pause

hielt? Es ist ein Länderschacher ordinärster Art, der Deutschland wie Frankreich durch neue Kolonialerwerbungen in neue internationale Situationen, in neue Nachbarschaften bringt, neue Konfliktstoffe schafft und so für den Weltkrieg, den man heute angeblich aus Friedensliebe und Klugheit vermieden hat, morgen neuen Jüdnstoff herbeigehoch sammelt. Der Marokko-Kongovertrag ist seinem Inhalt nach ein neuer Schritt in der Aufteilung der außer-europäischen Länder durch den Kapitalismus, zugleich ein weiterer Schritt im imperialistischen Wettlauf der kapitalistischen Militärstaaten, der den Knoten ihrer Widersprüche noch enger schürzt, der die Frist bis zur unvermeidlichen Explosion der Gegensätze um ein weiteres verlängert. Von diesem Standpunkt aus gesehen, nehmen sich die Versicherungen der Friedensliebe im Munde des Reichskanzlers im Reichstag als hohle Phrasen aus, die momentan aus der Not eine Tugend machen, um bei der ersten Gelegenheit wieder als Evangelium der gepanzerten Faust die Begleitmusik zu neuen Tollheiten und Provokationen abzugeben. Wenn die Reichspolitik unter solcher Leitung loeben an der Klippe des Krieges haarscharf vorbeigesegelt ist, so hat sie sicherlich mehr Glück als Bestand bewiesen, und bei ihren Friedenstrabden wider die Junker gebührte ihr von sozialdemokratischer Seite eine Beifallskundgebung höchstens aufs holbe Antlitz. Und wenn der billige „Triumph“ des Herrn Bethmann-Hollweg im Reichstag ein Beweis mehr ist, daß die imperialistische Politik unter anderen reaktionären Folgen auch die Stärkung des persönlichen Regiments zeitigt, so darf die Sozialdemokratie jedenfalls keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß sie mit den Friedensgarantien der monarchischen Reaktion genau so wenig zu tun hat, wie mit den Kriegshereien der junkerlichen Reaktion. Am wenigsten kann sie Hoffnungen einer fortschrittlichen Entwicklung auf die Befehzung und Einflücht des persönlichen Regiments und seiner Diener knüpfen.

Die spezielle deutsche Misere hat es mit sich gebracht, daß ein Kapitel weltgeschichtlicher Götterdämmerung der bestehenden Gesellschaftsordnung, als welche der gegenwärtige Abschnitt der imperialistischen Entwicklung betrachtet werden muß, zunächst zur trivialen Wasse eines Geplänkels zwischen dem persönlichen Regiment und seinen natürlichen Alliierten, den agrarischen Kruppenreitern vor den Kulissen, zwischen Reichskanzler und Kronprinz, Sohn und Vater hinter den Kulissen geworden ist. Dasselbe Misere hat das Grotesk-Lächerliche mit sich gebracht, daß sich das gespannte Interesse der deutschen Öffentlichkeit auf dieses Geplänkel mit allem Ernst konzentriert hat, daß sich ernste Blätter darüber edausfieren zu müssen glaubten, daß der jugendliche Thronerbe und Erfinder der patentierten Manschettenknöpfe in einer Zuhörerloge an Reden im Reichstag Beifall oder Mißfallen kundzugeben beliebte. Der Sozialdemokratie liegt es ob, diesem possenhaften Schattenpiel der deutschen Kinderstube gegenüber die großen geschichtlichen Zusammenhänge der imperialistischen Entwicklung, die objektiven Konsequenzen des deutsch-französischen Abkommens in ihrem Lichte aufzuzeigen, die Frage des Friedens wie des Krieges auf jenes Niveau der historischen Betrachtung zu

Feuilleton.

Patriarch Mahnke.

Roman von Ottomar Enling

21] Nachdruck verboten.
Er sah immer ganz vorne an, weil es dort am laute- sten war und Musikdirektor Heineburg wußte Bescheid und spielte meist Wagner, wenn August Schlegel da war. Der Baukenschläger aber bummelte, was er konnte. So halfen sie August Schlegel bei der Verdauung. Er war recht vergnügt an solchen Abenden, und wenn die Uhr zehn wurde, hatte er Hunger.

„Ja,“ meinte er, „ich geb ja nicht viel für mich aus, aber ich bin doch in einer Art ein Lebemann. Bis zu fünfundsünfzig Pfennig inklusive. Zwei Schnitt Bier, ein kleiner Bommelunder und ein nettes Butterbrot mit Fleisch, und dann das Trinkgeld dazu. Das macht gerade so viel; und man hat was Gutes im Magen. Das strampft auf.“

Ernst hatte mit Mühe und Not sein Examen gemacht und sah zu Hause, um sich auszuruhen. Er konnte Elisen nicht mehr aus dem Wege gehen wie früher, obschon er noch immer eine Scheu vor ihrem klaren Blick hatte. Sie merkte das, und es verstimmte sie, daß jemand da war, der sich von ihr zurückzieht. Sie strebte danach, ihn offener gegen sie zu machen, sie sah, daß er unter einem Druck einherging, und sie kam und wollte den von ihm ab- streifen

„Wie froh Onkel ist, daß du jetzt so weit bist, Ernst.“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete er und sah zum Fenster hinaus. Sein Auge war trübe.

„Und du selbst, Ernst?“

„Ach, ich bin auch froh. Ich habe mich genug abquälen müssen.“

„Hast du denn alles überwunden, wovon Charlotte sprach? Bist du von ganzem Herzen in dem Beruf?“

„Ich bin nicht im Beruf!“

„Bist du denn bereit dazu?“

Ernst schwieg erst eine Weile. Dann wurde er unwillig über die Frage.

„Du glaubst ja doch erst recht nichts, warum erkundigst du dich denn?“

„Lieber Ernst, ich frage, weil ich sehe, daß du etwas mit dir herumschleppst, was ein angehender Geistlicher nicht zu tragen haben sollte. Das tut mir leid.“

„Ihr Ton war innig, er kührte an sein Herz. Da drehte sich Ernst zu ihr um und sprach mit müder Stimme:

„Elise, ich tu mir eigentlich selbst leid.“

Als er sich das Geständnis abgerungen hatte, war die Rinde geborsten. In der Pause, die diesen Worten folgte, wurde Elise auf einmal seine Vertraute. Das fühlte sie. Und darum ging sie nun nahe zu ihm.

„Wirst du wirklich bloß deines Vaters wegen Pastor?“ fragte sie eindringlich.

Er hätte ja sagen müssen, aber dessen schämte er sich, so schwach wollte er nicht vor ihr stehen. Darum erwiderte er:

„Was soll ich sonst werden?“

Sie ließ ihn nicht ausweichen.

„Ja,“ meinte sie, „das ist etwas anderes. Aber schrecklich denke ich es mir, wenn du bloß deshalb zum Altar gehst, weil dein Vater es haben will.“

„Nein, so ist es auch nicht,“ entgegnete er, und die Berlegenheit hob ihm die Schultern. „So schlimm ist es wirklich nicht, Elise. Ich habe mich ganz richtig hineingearbeitet und mich überzeugt, daß das alles wahr ist, daß es wahr sein muß. Denn das muß es doch nicht wahr?“ fuhr er erregt fort und sah Elisen wie um Hilfe flehend an. „Das ist ein so klares System, und man sieht ja tagtäglich, wie es sich bewährt. Da fehlt kein Stein.“

Er stand auf. „Glaube mir, Elise, es ist mir furchtbar schwer geworden, jeden Steinklopper habe ich beneidet, denn der tat doch ganz, was er kann. Er klopfte Steine, das war einfach. Da habe ich danach gerungen, auch so einfach an meine Arbeit zu gehen. Das ist mir schließlich geizlich.“

„Bloß, daß man zum Steinkloppen keine innere Begeisterung braucht, Ernst.“

„Die kommt auch wohl noch. Ueberhaupt, warum soll ich mich peinigen? Die meisten von uns wissen von dieser Begeisterung nichts und sind doch gute Pastoren.“

„Aber wem der Beruf heilig ist, der sollte doch mehr von sich verlangen als Steinklopperarbeit.“

„Verlangen. Ja, verlangen kannst du viel.“ Das klang wieder bitter.

„Wer steht denn, wie einem ums Herz ist? Man tut seine Pflicht und wird allmählich alt. Das ist alles.“

„Es ist aber traurig, Ernst.“

„Elise, du weißt nicht, wie ich in Verzweiflung gewesen bin.“